



URSULA  
POZNANSKI

*DIE VERRATENEN*

 Loewe

**Bisher von Ursula Poznanski im Loewe Verlag erschienen:**

Erebos  
Saeculum  
*Die Verratenen*

## Unverkäufliche Leseprobe

Ursula Poznanski: Die Verratenen (Band 1)  
ISBN 978-3-7855-7546-8  
Hardcover, 464 Seiten, ab 14 Jahren  
€ 18.95 (D), € 19.50 (A), CHF 27.50  
Oktober 2012

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© 2012 Loewe Verlag GmbH, Bindlach  
Umschlagfoto: © iStockphoto.com/bgfoto

[www.ursula-poznanski.de](http://www.ursula-poznanski.de)  
[www.loewe-verlag.de](http://www.loewe-verlag.de)

Ich weiß, dass etwas Furchtbares passiert sein muss, als Tomma den Raum betritt. Sie weint nicht, sie schreit nicht, doch ich sehe es an ihrem Blick, der mich findet und sofort wieder von mir wegschnellt wie ein scharf geworfener Ball von einer Wand. Ich sehe es an ihren blassen Lippen, an der dunklen Haarsträhne, die ihr achtlos ins Gesicht hängt, vor allem aber an ihren Händen, die so fest verschränkt sind, dass die Fingerknöchel weiß hervortreten.

Ich unterbreche meine Rede, sie war ohnehin nicht gut, und Grauko, mein einziger Zuhörer, schenkt mir keine Beachtung mehr. Er hat sich zur Tür gewandt. Sollte er aus Tommas Verhalten das Gleiche lesen wie ich, lässt er es sich nicht anmerken. Sein Ton ist gelassen wie immer.

»Ja?«

»Es gab ... es war ...«

Ich beobachte Tomma, wie sie nach Worten ringt, und fühle, dass meine Kehle sich verengt. Ist eine Kuppel eingestürzt? Gab es wieder Angriffe auf die Außenwachen?

»Die Expedition ...«, stößt Tomma endlich hervor. »Sie sind tot. Alle drei.«

In mir wird auf einen Schlag alles kalt. Ich gehe in die Knie, bevor mir schwindelig werden kann. Mein Herzschlag dröhnt in meinen Ohren ebenso laut wie Tommas Worte.

Ihre Lippen zittern, in ihren Augen sammeln sich Tränen, und als sie weiterspricht, entgleitet ihr auch die Stimme. »Raman, Curvelli und Luria. Ein Überfall, gleich nachdem sie ... ausgestiegen sind. Die Prims müssen es gewusst haben, sie haben auf der Lauer gelegen –«

»Tomma!« Grauko ist blass geworden und seine Ermahnung wegen des verpönten Ausdrucks Prims fällt weniger scharf aus als gewöhnlich. Er hat Curvelli und Lu unterrichtet, es muss ihn genauso treffen wie mich.

Tomma korrigiert sich nicht, wie sie, wie wir alle es normalerweise machen würden. Sie weint und ich möchte das Gleiche tun. Mein Atem geht zittrig und ich kann kaum schlucken.

Lu, denke ich und sehe ihr Gesicht vor mir, so lebendig wie vor drei Tagen, als wir gemeinsam die Pilze in den Zuchtgewölben untersucht haben. Sie hielt ihre Stablampe mit den Zähnen, während sie Proben nahm und in Glasröhrchen füllte. »Du wirst sehen«, sagte sie, als wir fertig waren, »von draußen bringe ich mehr davon mit. Sie sagen, es gibt wieder neue Spezies, weiter im Süden.«

Die Expedition sollte den Höhepunkt ihres letzten Ausbildungsjahres bedeuten. Nicht ihren Tod.

Tomma geht, die Konturen ihrer Silhouette verschwimmen, obwohl ich mit aller Kraft versuche, meine Tränen zu unterdrücken. Lu. Innerhalb eines Monats hatte sie sich in der Reihung drei Plätze vorgearbeitet und jetzt ...

Ich weigere mich, es zu glauben. Es wäre nicht die erste Falschmeldung; vielleicht stellt die Nachricht sich schon heute Abend als Irrtum heraus.

»Ria? Ist alles in Ordnung?«

Ich reiße mich zusammen. Nur eine Träne findet den Weg bis zu meinem Kinn und ich wische sie fort, bevor sie zu Boden fallen kann. Grauko sieht mich mit schief gelegtem Kopf an, er schreibt innerlich mit, wie immer. Speichert jede meiner Reaktionen gedanklich ab.

»Es geht wieder.« Ich nicke ihm zu und will Tomma folgen, vielleicht weiß man in der Zentralkuppel schon mehr.

»Bleib bitte da, wir sind noch nicht fertig. Ich möchte, dass du eine weitere Rede hältst. Die, bei der du vorhin unterbrochen wurdest, war nicht besonders gut.« Er streicht über seinen kurzen dunklen Kinnbart. »Noch einmal von vorne.«

Ich starre ihn an. Meint er das ernst? Jetzt? »Ich bin nicht in der richtigen Verfassung. Es sind Freunde von mir –«

»Deine Verfassung kannst du dir nicht aussuchen. Du musst in jeder Lage fähig sein, dich zu sammeln und die Menschen zu überzeugen.« Sein Lächeln ist voller Verständnis und Schmerz. »Niemand hat gesagt, dass es leicht ist. Und weißt du was? Ich mache es jetzt noch schwerer für dich, ich gebe dir ein neues Thema. Es lautet: Den Clans und Stämmen zu helfen ist unsere Pflicht. Wer die Außenbewohner diskriminiert, hat den Sinn der Sphären nicht begriffen.«

Grauko ist mein Lieblingsmentor. Von niemandem lerne ich so viel, vor niemandem habe ich so viel Respekt. Doch im Moment würde ich ihn gern anbrüllen: Den Clans zu helfen ist unsere Pflicht? Sie töten unsere Forscher, zerstören unsere Arbeit, überfallen unsere Transporte, brechen den Frieden immer und immer wieder. Und wir? Schicken Hilfspakete.

Der Gedanke muss aus meinem Kopf, sonst kann ich Graukos Aufgabe nicht erfüllen. Lu muss aus meinem Kopf und das Be-

dürfnis, denen da draußen mit einem Stein den Schädel einzuschlagen, jedem Einzelnen. So, wie sie es wahrscheinlich bei Lu getan haben.

»Stell dir vor, du wärst in Sphäre Neu-Berlin 3. Dort ist es mit den Attacken wirklich schlimm, kein Vergleich zu hier, es gibt regelmäßig Tote auf beiden Seiten. Du sollst den Bewohnern klar machen, dass Gewalt als Antwort nicht infrage kommt. Du trittst die Position des Sphärenbundes.«

Die Trauer um Lu nistet sich in meinem Körper ein, sie gräbt Höhlen in meinen Magen und in meine Brust. Ich bin sicher, sie zeichnet ihre Spuren auch in mein Gesicht, obwohl dort nicht mehr zu sehen sein darf als verständnisvolle Bekümmertheit. Würde.

Ich denke an eine weiße Wand. Atme durch.

»Wir sind privilegiert«, beginne ich. Meine Schultern sind gerade, meine Stimme fest. Ich erlaube einem kaum merkbaren Lächeln, sich auf meine Lippen zu stehlen. Jetzt müsste ich zuversichtlich wirken. »Unsere Ernten waren gut in diesem Jahr und es ist uns gelungen, zwei neue Sphären zu errichten und zu besiedeln. Wir sind gegen Sturm, Kälte und Tiere geschützt, wir verfügen über Medikamente, moderne Technik und sauberes Wasser. Mit jedem Tag, der vergeht, macht die Wissenschaft unser Leben leichter.« Ich lasse meinen Blick von links nach rechts schweifen, als wäre der Raum voller Menschen. »Ich weiß, dass die meisten von uns der Ansicht sind, all das verdient zu haben. Damit habt ihr recht, zumindest zum Teil. Unsere Vorfahren haben die Sphären aufgebaut. Sie haben an das geglaubt, was Melchart vorhergesagt hat, und auf diese Weise sich selbst und uns gerettet. Sie haben das Wissen der damaligen Zeit bewahrt und weiterentwickelt,

um der Zivilisation eine Chance zu geben. Wir sind privilegiert, aber es muss uns auch klar sein, wie viel Glück wir hatten.«

»Dafür schufteten wir aber auch Tag und Nacht!«, fällt Grauko mir ins Wort und imitiert dabei die Sprachfärbung der Sphäre Neu-Berlin 3.

»Ja, wir arbeiten hart«, stimme ich ihm zu. »Du, ich, jeder Einzelne von uns. Die Erde hat den Ausbruch noch nicht verkräftet und es wird viel Zeit vergehen, bis es so weit ist. Aber sieh dich an. Sieh an dir hinunter. Findest du Frostbeulen? Hungerödeme? Hat ein Wolf dir ein Bein abgerissen? Nein. Doch für die Menschen außerhalb der Sphären ist das Normalität und an ihrer Stelle würdest du auch alles tun, um dein Leben erträglicher zu machen.« Kein Vorwurf in der Stimme, das ist das Schwierigste dabei. Keine Selbstgerechtigkeit, sonst verliert man die Zustimmung. Ich habe den richtigen Ton gefunden, wie mir Graukos leichtes Nicken bestätigt.

»Wir arbeiten so hart«, fahre ich fort, »damit wir die, die ohne die Sphären überlebt haben, irgendwann bei uns aufnehmen können. Im Moment wäre das verhängnisvoll für uns alle – zu wenige Lebensmittel, zu wenig Platz. Aber wir nähern uns diesem Ziel jeden Tag ein Stück weiter an. Dass die Clans nicht warten wollen, ist verständlich. Mir ginge es an ihrer Stelle ebenso.«

»Nicht warten wollen und uns töten sind aber zwei verschiedene Dinge«, brummt Grauko, nach wie vor in der Rolle eines Neu-Berliners.

Wieder habe ich Lu vor Augen. Sie war so sehr auf der Seite der Clans, ihr Verständnis und ihre Nachsicht für die Raubzüge und Überfälle waren echt. Als ich weiterspreche, habe ich das Gefühl, dass es ihre Worte sind, die über meine Lippen gleiten.

»Sie wissen es nicht besser. Wir in den Sphären haben uns die Art der Zivilisation bewahrt, wie man sie vor dem Ausbruch kannte. Die Menschen außerhalb haben neben allem anderen auch das verloren. Ihr nennt sie Prims, aber sie sind nicht primitiv, sondern der Welt in ihrer ganzen Härte ausgeliefert. Das müssen wir uns immer wieder bewusst machen, auch wenn es schwerfällt. Denn wir sind es, die sie auf Abstand halten. Nicht für alle Zeit, aber doch so lange, bis wir einen Weg gefunden haben, sie zu uns zu holen, ohne dabei unterzugehen.« Eine kurze Pause, wieder ein Blick quer durch den Raum. Mitgefühl in die Stimme legen. »In der Zeit, die wir dafür brauchen, sterben draußen bei jedem Sturm, jeder Welle, jedem Beben Hunderte Menschen. Dafür geben die Clans uns die Schuld, und auch wenn das falsch ist, sollten wir dafür Verständnis aufbringen. Es ist nicht leicht, fair zu sein, wenn man verhungert oder erfriert. Wir haben es nicht mit Wilden zu tun, sondern mit Not leidenden Menschen, denen wir helfen müssen, so gut wir können. Wenn wir ihnen ihre Lage erträglicher machen, werden die Überfälle weniger werden. Das steht außer Frage.«

Beinahe habe ich mich selbst überzeugt und Graukos Miene entnehme ich, dass er ebenfalls zufrieden ist.

»Du kannst gehen«, sagt er. »Das war viel besser als dein erster Versuch. Nicht deine beste Rede, nicht gut genug für Punkte. Aber ausreichend für eine Ansprache vor Minenarbeitern.«

Er hat recht. Ich nicke.

»Was du bewiesen hast, ist, dass du deine Fähigkeiten auch in extremen Situationen einsetzen kannst. Das freut mich ganz persönlich.«

Ein Lob aus Graukos Mund ist selten und kostbar, das Beste,



was ich im Moment erwarten kann. Wenn man in der Reihung so weit vorn steht wie ich, gibt es Punkte nur noch für Übermenschliches.

Er entlässt mich mit einer beiläufigen Handbewegung.

Ich trete auf den Gang, beginne zu rennen. Jetzt kann, darf ich weinen, aber es kommen keine Tränen, nur ein Wimmern, das auch von meiner Atemlosigkeit herrühren kann.

Ich laufe aus dem Akademieblock hinaus, an der Bibliothek, an den inneren Quartieren und am Medcenter vorbei.

Lu ist tot, denke ich bei jedem Schritt. Lu. Ist. Tot. Lu. Ist. Tot.

Die beiden anderen habe ich kaum gekannt. Raman hing immer nur mit den Physikern herum und Curvelli war lediglich einmal im gleichen Selbstanalyseseminar wie ich und fiel dort nur durch beharrliches Schweigen auf, jedes Mal wenn die Sprache auf seine Wünsche und Ziele kam. Er war wortkarg und sehr von sich überzeugt. Meistens zwischen 20 und 25 gereiht. Jemand, auf den die Mentoren ein Auge hatten, ein potenzieller künftiger Leiter des Physikalischen Forschungszentrums. Tot jetzt.

Es heißt, in extremen Kälteperioden fressen die Prims auch Menschenfleisch.

Laufen. Links, rechts, schneller. Ein Sonnenstrahl bricht sich über mir an der Hermetoplastkuppel und mischt sein Licht mit dem der Leuchten zu beiden Seiten des Verbindungsstegs. Es ist nicht mehr weit, nur noch quer durch Kuppel 9a, doch mein Salvatore beginnt schon zu piepsen, als ich den ersten Schritt hinein mache. *Puls 182, anaerober Bereich*, zeigt das Display an.

Ich brems ab und merke erst jetzt, wie hektisch mein Atem geht. Eine Arbeiterin aus der Großwäscherei lächelt mir grüßend zu, während sie an mir vorbeieilt, die Arme voll beladen mit wei-

ßem, gestärktem Stoff. Kenne ich sie? Ich bin mir nicht sicher und das ist ein übles Zeichen.

Den Rest des Weges gehe ich in normalem Tempo und lege mir meine Worte zurecht. Ich werde es den anderen sagen müssen, aber auch darin bin ich geübt. Schlechte Nachrichten zu überbringen war eine der ersten Lektionen, die ich von Grauko erhalten habe.

## 2

Die Studenten sitzen um die Plexiglastische im Café Agora und unterhalten sich leise. Ich umrunde das Denkmal unseres Sphärengründers Melchart, genau in der Mitte der Zentralkuppel. Gleich daneben, nur geringfügig kleiner, ragt die Säule auf, die Richard Borwin gewidmet ist, dem Konstrukteur der Sphären. Nach ihm ist unsere Akademie benannt.

Aureljo sitzt mit dem Rücken zu mir, sein Haar hat die Farbe von Löwenfell, und ich kann nicht anders, ich muss es jedes Mal berühren, wenn ich ihn sehe. Glatt und fest.

Er dreht sich zu mir um und ich weiß, dass ich nichts mehr sagen muss. Man hat ihn informiert – ich hätte es mir denken können. Seit Monaten führt er die Reihung an; wenn einer von uns auf dem Laufenden gehalten wird, dann er.

»Ria.« Er zieht mich auf seinen Schoß und ich schlinge meine Arme um seinen Hals. Als Aureljo scharf einatmet, lockere ich erschrocken meinen Griff.

»Tut mir leid.« Er muss noch Schmerzen haben, wieso habe ich daran nicht gedacht? Weil ich mich so schnell an sein neues Gesicht gewöhnt habe, wahrscheinlich. Nein, nicht neu. Natürlich nicht.

*Wähle deine Worte sorgfältig*, höre ich Grauko in meinem Kopf. Sein *verändertes* Gesicht also. Die Blutergüsse sind kaum mehr

zu erahnen und die Narben sowieso nicht. Die Chirurgen des Medcenters wissen genau, wie sie die Spuren ihrer Arbeit unsichtbar machen und dabei gleichzeitig die gewünschte Wirkung erzielen. In Aureljos Fall bedeutete das: die Nase eine Winzigkeit verkürzen, die Augenbrauen heben, ebenso wie die Mundwinkel, die Wangenknochen verstärken, das kleine runde Muttermal neben dem linken Auge entfernen.

Vor dem Eingriff war es ein gutes Gesicht voller Freundlichkeit, jetzt ist es bezwingend. Man sieht Aureljo an und vertraut ihm, möchte ihm nahe sein, möchte ihm zuhören. So ist es gedacht. Noch bevor er ein Wort sagt, werden die Menschen ihm recht geben wollen.

Ich lege vorsichtig meine Stirn gegen seine Schulter. »Du hast es auch schon gehört?«

Er nickt. »Es ist entsetzlich.«

»Und ist es offiziell bestätigt?«

»Ja. Sie bringen die Leichen heute Abend zurück. Nur zwei allerdings. Curvellis Körper war nicht aufzufinden, den dürften die Täter mitgenommen haben.«

Das Warum, das mir auf der Zunge liegt, schiebe ich schnell beiseite.

Aureljo streicht mir übers Haar. »Es tut mir sehr leid wegen Lu«, flüstert er.

Tränen, endlich. Der mittelblaue Stoff von Aureljos Hemd färbt sich an der Schulter dunkelblau.

»Wir sollten kurzen Prozess mit ihnen machen.« Tudor, der schräg gegenüber sitzt, hat unser Gespräch mit angehört, was nicht verwunderlich ist, denn die anderen Gespräche am Tisch sind mittlerweile verstummt. Nun beugt Tudor sich vor und

nimmt Aureljo ins Visier. »Die Prims müssen weg, jedenfalls aus der unmittelbaren Umgebung der Sphären und der Magnetbahnen. Wir haben uns ihre Angriffe lange genug gefallen lassen.«

Obwohl ich Tudor nicht leiden kann, würde ich ihm gerne zustimmen. Wenn wir uns nicht beizeiten wehren, werden sie eines Tages einen Weg in die Sphären finden und uns im Schlaf die Kehlen durchschneiden. Manchmal bedeutet sich wehren auch, zuerst zuzuschlagen. Solange noch Zeit ist.

*Falsch*, sagt Grauko in meinem Kopf. *Unzivilisiert. Unmenschlich.*

»Um auf eine solche Idee zu kommen, müsstest du nicht die Akademie absolvieren«, erwidert Aureljo. Seine Hand streicht über meinen Arm, immer und immer wieder, aber er ist nicht bei der Sache. Seine ganze Aufmerksamkeit richtet sich auf Tudor. »Das Problem beseitigen, indem man einfach draufhaut – so haben es schon die Höhlenmenschen gemacht. Schlechter Stil, der seit Jahrtausenden nur Katastrophen zur Folge hat.«

Es wird eine lange Diskussion werden, wie jedes Mal, wenn Aureljo und Tudor sich in ein Thema verbeißen. Normalerweise würde ich mich einmischen, aber mir fehlt die Kraft. Ausreichend für Minenarbeiter, hat Grauko meine Rede genannt. Um unseren Tisch sitzen aber lauter Akademiestudenten, die mir jedes schwache Argument gnadenlos um die Ohren schlagen würden.

Mein Blick wandert ganz automatisch zu Tafel 1, wie jedes Mal, wenn ich hier bin. Meine Augen brennen, aber die riesigen Zahlen und Buchstaben, die fast die gesamte gegenüberliegende Wand einnehmen, erkenne ich trotzdem. Ich entdecke meinen Namen sofort. Immer noch auf Platz 7. Gut. Aureljo führt die Reihung an, so wie wir es alle gewohnt sind, doch es scheint, als habe Tudor es

geschafft, den Abstand zu verringern. Im vergangenen Jahr war er drei Wochen lang die Nummer 1 und niemand, der dabei gewesen ist, wird je seinen Wutanfall vergessen, als er erfuhr, dass er wieder auf die 2 zurückgefallen war.

Auf Tafel 4 finde ich Lu, was mich einen Moment lang denken lässt, dass doch alles nur ein Irrtum ist. Nummer 78. Hinter ihr liegt Brit. Ich frage mich, ob sie sich freut, einen Platz aufzusteigen.

In der Sekunde, als ich mich wieder umwenden will, treten drei Sentinel durch den Kuppelzugang. Einen davon kenne ich, er trägt die grüne Uniform der Quartierwachen und patrouilliert gelegentlich auf den Gängen zwischen den verschiedenen Wohnsektoren. Sein schütteres rotes Haar klebt an seinem Kopf, als wäre er verschwitzt. Der zweite Sentinel ist ein blauer, also ein Wissenschaftswächter, aber beim dritten suche ich vergeblich nach der farblichen Kennzeichnung an Kragen- und Ärmelaufschlägen. Alles an ihm ist grau: Hose, Hemd, Jacke. Kann es sein, dass er neu ist und noch keiner Einheit zugeordnet wurde? Nein. Dafür ist er zu alt, außerdem wirkt es, als würden die beiden anderen ihm folgen, nicht umgekehrt.

Sie gehen an der Außenwand der Kuppel entlang und der Farblose zeigt nach oben, auf Tafel 1. Er spricht mit dem Sentinel der Quartierwache, dann geht er weiter zu Tafel 3, deutet wieder nach oben.

Es geht bestimmt um die Toten. Erst um Curvelli, gereiht auf Platz 24, jetzt um Raman mit der 70. Haben sie es so eilig, die Namen entfernen zu lassen?

»... stellt unser ganzes System infrage«, sagt Aureljo gerade.  
»Wir haben Gesetze.«

Mit einer leichten Berührung lenke ich seine Aufmerksamkeit auf mich. »Siehst du den Sentinel unterhalb von Tafel 3?«

»Ja. Warum?«

»Zu welcher Staffel gehören die ohne Farbe? Kommando? Ich dachte immer, deren Kragen wären golden.«

»Sind sie auch.« Sein Blick bleibt an den drei Männern hängen. »Du hast recht. Das ist ungewöhnlich. Er muss ein Gast aus einer anderen Sphäre sein. Vielleicht aus dem Ausland.«

»Gilt dort denn eine andere Farbregelung?«

»Eigentlich nicht. Vielleicht ist er erst kürzlich hierher umgesiedelt worden und wird erst noch zugeteilt? Ich habe ihn noch nie gesehen.«

Das ist möglich, obwohl das gebieterische Gebaren des fremden Sentinel für mich etwas anderes aussagt. Er verhält sich wie ein Beamter des Sphärenbundes, doch die tragen keine Uniformen.

Auch Tudor lässt den Mann nicht aus den Augen und sein Atem geht etwas schneller. Interessant.

»Ich vermute, dass Ria richtigliegt«, sagt er. »Kommando. Möglicherweise hat er seine Farben abgelegt, um zu verhindern, dass Gerüchte die Runde machen.«

Mein Puls beschleunigt sich und ich atme betont ruhig, damit mein Salvator nicht anspringt. Tudor hat recht. Die Sentinel vom Kommando lassen sich hier nur dann blicken, wenn Gefahr droht. Wie damals, als die Prims die Außenhülle von Kuppel 17a gesprengt hatten. Oder zwei Jahre davor, nach den Überfällen auf die Lebensmitteltransporte aus Sphäre Genua 4. Gelegentlich begleiten sie auch wichtige Persönlichkeiten, wenn diese von Sphäre zu Sphäre reisen.

Schweigend beobachten wir, wie der Fremde weitergeht, zur

nächsten Tafel. Wieder zeigt er hinauf und ich bin mir sicher, er deutet auf Lus Namen. Jetzt, da er näher bei uns steht, schwindet mein letzter Zweifel an Tudors Worten.

Seine Haltung, seine Miene, die Selbstverständlichkeit seiner knappen Bewegungen. Der Mann ist es gewohnt zu befehlen.

Sie schicken jemanden vom Kommando wegen drei toter Studenten, denke ich und mir wird warm, weil es eine verdiente Würdigung für Lu, Raman und Curvelli ist. Doch dann fällt mein Blick auf Tudor. Er muss sich unbeobachtet fühlen und hat für wenige Augenblicke seine Emotionskontrolle vernachlässigt. Hinter seinem ironischen Lächeln und den lässig gehobenen Augenbrauen sehe ich plötzlich nackte, blanke Angst.



### 3

»Ich bin darauf trainiert, so etwas zu erkennen«, protestiere ich.

Aureljo läuft zwei Schritte vor mir, und obwohl ich nur seinen Hinterkopf sehe, weiß ich, dass er nachsichtig lächelt.

»Wir sind doch alle beunruhigt.« Er bleibt stehen, dreht sich um und nimmt mich in den Arm. »Tudor war mit Raman befreundet, wusstest du das? Er trauert, auch wenn er es nicht zeigt.«

»Er hat Angst.« Wie soll ich Aureljo den Unterschied klarmachen? Es ist, als wollte man jemandem, der keine Noten beherrscht, erklären, wie er eine Partitur lesen muss. Die Gefühlsäußerungen eines Menschen, offen oder unterdrückt, sind wie Orchestermusik, es passiert unglaublich viel gleichzeitig. Wenn man nur auf die Augen, die Hände oder die Stimme achtet, wird man leicht getäuscht.

»Er war wütend und traurig, das stimmt. Aber dann ...« Ich suche nach den richtigen Worten. »Als Tudor diesen Sentinel gesehen hat, ist er innerlich zurückgewichen. Sein Kiefer hat sich angespannt, seine linke Hand hat die rechte umfasst. Er hat häufiger geblinzelt.« Ich seufze und zucke mit den Schultern. »Er ist erschrocken und hatte Angst. Glaub es oder lass es.«

Aureljo beugt sich zu mir und legt seine Stirn gegen meine. »Ich glaube dir, ich weiß, wie gut dein Auge für Menschen ist. Aber kannst du dir erklären, woher seine Angst kommen sollte? Das

Kommando ist doch dazu da, uns in Krisensituationen zu beschützen.«

Darauf habe ich keine Antwort. Müsste ich eine Einschätzung abgeben, würde ich sagen, dass sich Tudors Angst auf diesen Sentinel, seine Person, bezog, nicht auf einen drohenden Überfall. Natürlich könnte ich ihn direkt fragen, doch meine Lust auf höhnisches Lachen und grobe Bemerkungen hält sich in Grenzen.

»Vielleicht weiß er etwas, das wir nicht wissen.« Erst nachdem ich es ausgesprochen habe, wird mir klar, dass das wahrscheinlich die Wahrheit ist.

Wir trennen uns vor dem Eingang zu den äußeren Quartieren. Aureljo biegt nach links ab, ich nach rechts. Die Sentinel der Quartierwache nicken mir grüßend zu und ziehen ihre Scanner über den Identifikationscode, der seitlich an meinem Salvator angebracht ist. Der Anwesenheitszähler springt auf 145, jedenfalls vermute ich das, denn die mittlere der Leuchtziffern flackert und erlischt immer wieder. Ersatzteile fehlen, der letzte Transport wurde überfallen. Ich frage mich, was die Primis wohl mit Leuchtdioden anfangen.

Dass sich um diese Zeit schon so viele Studenten in ihren Quartieren befinden, muss an der schlechten Nachricht liegen. Niemand geht unvorbereitet auf eine Trauerfeier, denn theoretisch kann jeder dazu aufgefordert werden, das Wort zu ergreifen.

Meine Wohneinheit liegt in der zweiten Etage, ich schließe die Tür hinter mir, ziehe die Schuhe aus und lasse mich auf das Sofa fallen.

Seit ich unter die ersten zehn gereiht bin, verfüge ich über zwei Zimmer, ganz für mich allein. Es gibt Tageslicht und sogar ein

Fenster, durch das man nach draußen sehen kann. Richtig hinaus, nicht nur in den Himmel oder auf einen der Höfe zwischen den Kuppeln. Hier in der Sphäre Hoffnung sind solche Räume selten – meistens hat man das Gefühl, man befände sich in den verschlungenen, blasenförmigen Organen eines transparenten Tieres. Aber in meinem Quartier ist es anders. Von meinem Sofa aus kann ich die schwarzen Umrisse der Sentinel beim Patrouillieren beobachten, sie heben sich gegen den Schnee ab wie aus Dunkelheit geformte Schatten. Hinter der Mauer, die die Sphäre umgibt, weit, weit entfernt, liegt ein Hügel, der sanft ansteigt und wieder absinkt. Wenn ich nicht schlafen kann, sitze ich oft am Fenster, ziehe mit Blicken seine geschwungene Form nach und suche am nächtlichen Himmel nach dem Mond. Perfekte Schönheit, nicht von Menschenhand gemacht, anders als alles, was mich sonst umgibt.

Bis zur Trauerfeier habe ich noch vierzig Minuten, informiert mich die Nachrichtentafel an der Wand. Ich schäle mich aus meinen Sachen und dusche mir den Tag von der Haut, bevor ich in die Robe für offizielle Anlässe steige. Rot wie Feuer und grau wie Asche. Die Farben des Sphärenbundes.

Aus dem Spiegel sieht mir mein blasses Gesicht entgegen, das Haar ist noch feucht und klebt mir an Kopf und Schultern. Kastanienbraun, so hat Lu die Farbe immer genannt. Einer dieser altmodischen Begriffe, die sie so liebte, weil sie geheimnisvoll klingen. Wie Kastanien ausgesehen haben, wusste sie aber auch nur von alten Abbildungen.

Ich schließe die Augen und stelle mir vor, mein Haar wäre nass vom Regen. Ob ein Regenguss sich wie eine Dusche anfühlt? Ich habe Beschreibungen gelesen, die alten Romane sind voll von Regen, doch selbst erlebt habe ich ihn erst zwei- oder dreimal. Er

war laut, knallte auf die Oberfläche der Kuppeln und verschleierte sie mit Wasser. Ganz anders als der stumme, sanfte Schnee, der fast täglich fällt.

Keine Zeit für Träumereien. Ich binde das Haar zu einem Knoten, während ich fast automatisch vor dem Spiegel meine Übungen mache. Undurchdringliche Miene, dann ein wenig Mitgefühl hineinlegen. Missbilligung. Verständnis. Versteckte Ablehnung. Offene Ablehnung. Vertrauen. Wertschätzung.

Duldsamkeit fällt mir schwer, wie immer, und ich breche mitten in der Übung ab. Fixiere meinen Blick im Spiegel und frage mich, ob sich die Akademieleitung überlegt hat, auch an meinem Gesicht etwas zu ändern. Bisher habe ich keinen Bescheid erhalten und ich weiß nicht, ob das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen ist. Vermutlich wissen sie noch nicht, wo ich eingesetzt werde – vor oder hinter den Kulissen. Oder sie wollen nicht riskieren, dass ich mit einem veränderten Gesicht alle Regungen neu einstudieren muss.

Meine Stirn könnte höher, mein Kinn spitzer, meine Nase schmaler sein. Die Augenfarbe ist gut, sagt Grauko oft, Hellbraun wirkt vertrauenerweckend. Ich nicke mir zu und lege Vertrauenswürdigkeit in meine Züge.

*Wenn du so aussiehst, würde ich dir meine tiefsten Geheimnisse verraten*, hat Lu letztens zu mir gesagt. Der Gedanke an sie drückt mich mit einem Mal fast zu Boden. Lu, die zu allen freundlich war und von denjenigen ermordet wurde, denen sie helfen wollte. Ich drehe mich vom Spiegel weg, lege meine Hände übers Gesicht und tue, was ich schon die ganze Zeit tun möchte: weinen, bis keine Tränen mehr kommen.

Ich bin eine der Letzten, die in der Festhalle eintreffen. Es ist ruhig, Gespräche werden nur im Flüsterton geführt, als wolle man die, die in den Särgen auf dem Podium liegen, nicht stören. Drei metallene Kisten, eine davon leer. Ich frage mich, welche es ist. Ihr Anblick macht mich schwindelig, besonders die Tatsache, dass sie geschlossen sind.

Üblicherweise dürfen die Trauernden einen letzten Blick auf die Gesichter der Toten werfen, bevor sie verbrannt werden. Will man diesmal darüber hinwegtäuschen, dass nur in zwei Särgen Körper liegen? Oder sind die Gründe andere?

Ich suche nach Aureljo und entdecke ihn ganz vorne. Er starrt den Boden an und sieht erst auf, als ich dicht neben ihm stehen bleibe.

»Setz dich zu mir«, flüstert er und nimmt meine Hand.

»Warum sind die Säрге geschlossen?« Die Frage lässt mich nicht los.

Aureljo schüttelt den Kopf. »Ich weiß es nicht.« Doch auch er vermutet etwas, möchte es mir aber nicht mitteilen, lächelt meine Hand in seiner an, weil er mir nicht in die Augen sehen will.

Das, was niemand ausspricht, wird plötzlich zu Bildern in meinem Kopf. Eingeschlagene Gesichter. Zerbrochene Schädeldecken. Entstellungen, Verstümmelungen. Will man uns schonen? Damit die Angst vor Außenmissionen nicht übermächtig wird?

Ich schmiege mich an Aureljo und vergrabe mein Gesicht an seiner Brust. Der Hass gegen die Prims ist mit einem Mal wieder da, er schnürt mir die Luft ab. Was Grauko nie deutlich sagt, was ich aber oft aus seinen Worten heraushöre, scheint mir plötzlich unmöglich: dass es meine Aufgabe werden könnte, zwischen den Menschen innerhalb und außerhalb der Sphären zu vermitteln.

Um uns herum verstummt das Geflüster, Aureljos Rücken strafft sich und auch ich richte mich auf. Gorgias, der Rektor unserer Akademie, ist zwischen zwei der Särge getreten und streicht sich über seinen haarlosen Kopf, bevor er zu sprechen beginnt. Ich höre nur die Hälfte von dem, was er sagt, ich kann meinen Blick nicht von dem Sarg losreißen, in dem sich – so habe ich es für mich beschlossen – Lu befindet. Aufmerksam werde ich erst, als Gorgias den Tod der drei Studenten als Unglücksfall bezeichnet und nicht als barbarischen Mord, wie es richtig wäre. Am liebsten möchte ich aufstehen und aus dem Saal rennen.

»Wir trauern um Raman, benannt nach dem indischen Nobelpreisträger, in dessen Fußstapfen er hätte treten können. Wir trauern um Luria, benannt nach dem bahnbrechenden Mikrobiologen, in dessen Sinn sie geforscht hat. Und wir trauern um Curvelli. Seine Begabungen waren vielfältig, er hätte sie als Forscher ebenso wie als Staatsmann einsetzen können. Indem sein Benenner die Namen Curie und Machiavelli miteinander verschmolz, wurde beiden Möglichkeiten Rechnung getragen. Nun sind diese Möglichkeiten einer bitteren Realität gewichen. Doch unsere Ziele bleiben die gleichen. Wir werden nicht von Rachegeanken geleitet, sondern von Vernunft.«

Aureljo drückt meine Hand, Gorgias spricht ihm aus der Seele. Ich lasse ihn nicht aus den Augen, unseren Rektor, warte auf den einen Lidschlag zu viel, den einen falschen Ton, der verrät, dass er nicht meint, was er sagt. Aber entweder ist er hervorragend trainiert oder einfach ehrlich.

Nach ihm hält der stellvertretende Vorstand unserer Sphäre seine Ansprache und meine Aufmerksamkeit lässt erneut nach. Er ist ein kleiner Mann mit einer leisen Stimme, dessen Stärken in

der Klimaforschung liegen, nicht darin, seine Zuhörer zu fesseln.

An der Wand hinter den drei Särgen stehen fünf Sentinel aufgereiht, den Blick starr geradeaus gerichtet. Unwillkürlich suche ich nach dem Sentinel von heute Nachmittag, dem, der Tudor so beunruhigt hat. Doch er ist nirgendwo zu sehen.

Wir bleiben, bis die Säрге in die Feuerhalle gebracht werden. Niemand hat erwähnt, dass einer davon leer ist, kein Wort wurde über den Verbleib von Curvellis Leiche verloren.

Curie und Machiavelli. Ein Physiker und ein machtbesessener Politiker. Ich frage mich, ob diese Kombination Curvelli gerecht geworden ist, und gleichzeitig, wie schon unzählige Male zuvor, welche Aufgabe mein eigener Name mir auferlegen wird.

Aus Eleonore von Aquitanien und Ariadne, Tochter des kretischen Königs Minos, haben meine Namensgeber Eleria gemacht. Eleonore war eine der mächtigsten Frauen des Mittelalters; Ariadne diejenige, die die Idee mit dem roten Faden hatte, der einem den Weg zurück durchs Labyrinth zeigt. Soll ich später einmal an der Spitze einer Sphäre stehen? Oder im Hintergrund bleiben und die Fäden in der Hand halten?

Auf dem Weg zurück zu unseren Quartieren lasse ich Aureljos Hand nicht los. Für ihn ist es einfach, sein Name ist eindeutig. Ein Anführer, weise und gütig wie der römische Kaiser Marc Aurel. Die Nummer 1 in der Reihung, wahrscheinlich wird das sein ganzes Leben lang so bleiben.

Kurz bevor wir die Sentinel vor dem Quartiereingang erreichen, bleibt er stehen. Neue Schneeflocken haben ihren stummen Tanz über den Kuppeln begonnen.

»Wollen wir noch spazieren gehen?« Aureljo deutet in Richtung

des Atriums, der kleinen, dreieckigen Fläche, wo die Kuppeln 6a, 6b und 6c zusammenstoßen. Die Tür wird von zwei Sentinel bewacht, die jeden registrieren, der nach draußen geht.

Sie lassen uns durch, grüßend und lächelnd. Aureljo ist überall beliebt und sein verändertes Gesicht lässt die Menschen noch freundlicher auf ihn reagieren.

Wir treten hinaus und augenblicklich schneidet mir die eisige Luft in die Haut. Mein Atem formt Wolken, auf meiner Stirn landen kalte, feuchte Flocken. Am liebsten würde ich sofort zurückkehren, in die gereinigte, gewärmte Luft der Sphäre, aber Aureljo schlingt seine Arme um mich und drückt mich an sich, so fest, dass ich seinen Herzschlag spüren kann.

»Halte es aus«, sagt er leise in mein Ohr. »Nur fünf Minuten. Oder vier.«

Ich presse mich an ihn und vergrabe mein Gesicht in seiner Halsgrube. Von außen müssen wir wirken wie zwei Menschen, die nicht voneinander lassen können und einen einsamen Moment unter freiem Himmel suchen, um das Universum in seiner ganzen Unendlichkeit zu spüren.

Zum Teil stimmt das sicher. Doch vor allem will Aureljo, dass ich mir der Kälte bewusst werde, dass ich fühle, wie sich die Luft ihren Weg rau in meine Lungen bahnt, wie eisig der geschmolzene Schnee in Rinnsalen meinen Nacken hinunterläuft.

Ich verstehe, was er mir sagen will: für mich fünf Minuten, für andere ein ganzes Leben.

Ich soll mir kein Urteil anmaßen.

Aber Lu ist tot, will ich protestieren, und Raman und Curvelli. Ich löse mich von Aureljo und trete einen Schritt zurück.

»Ich weiß«, sagt er. »Ich finde es auch schrecklich. Aber wir dür-



fen dem Hass nicht freie Bahn lassen, sonst bestimmt er unser Denken.«

Zum ersten Mal, seit ich die furchtbare Nachricht gehört habe, möchte ich lächeln. Aureljo hat sich selbst übertroffen, er hat in meinem Gesicht gelesen, als wäre es ein Buch.

Grauko wäre stolz auf ihn.